

Richard Wagner
Berlin

Sprachdesaster und Identitätsfalle. Der Schriftsteller als Rumäniendeutscher

Was für ein Landsmann sind Sie?

Vor dem Schreiben steht die Zugehörigkeitsfrage. Sie verstellt das Schreiben. Indem sie vorgibt, dem Schreiben einen Sinn zu verleihen, entzieht sie ihm den Boden. Ihre Bedeutung erscheint als Übermacht jenseits der literarischen Kriterien.

Was für ein Landsmann sind Sie? Wenn ich mich an meine Anfangszeit in Deutschland erinnere, ist es jedes Mal diese Frage, die mir einfällt. Ich empfand sie stets als Ausdruck eines Misstrauens. Wahrscheinlich vermittelt sie die Ratlosigkeit des Einheimischen, des Reichsdeutschen, wie man früher sagte, angesichts einer Situation, die er nicht mehr unter Kontrolle hat. Ich aber war wohl der verunsicherte Aussiedler, der sich in die Lage des gehetzten Ausländers versetzt fühlte.

Der Aussiedler, der sich nach zwei Seiten behaupten muss: dem Einheimischen seine Zugehörigkeit weismachen und dem Ausländer den Unterschied erklären. In beiden hat er skeptische Adressaten. Weder der Einheimische noch der Ausländer nehmen ihm seinen Sonderstatus ab. Beide empfinden ihn als Anmaßung.

Der Aussiedler kann nicht Einheimischer und will nicht Ausländer sein. Er hat zwar ein Leben im Ausland hinter sich, beruft sich aber auf die Sprache der Einheimischen als die seine. Dieses paradoxe Grundmuster betrifft auch den Schriftsteller unter den Aussiedlern.

Was ist deutsch?

Die Frage nach den deutschen Minderheiten führt unmittelbar zur Frage nach dem Deutschen selbst. Nie war das Wissen der Deutschen über sich selbst so gering wie heute. Es ist bekanntlich die Folge des Bruchs mit der vom Nationalsozialismus vereinnahmten deutschen Geschichte. Das Deutsche wird nicht mehr zelebriert, es wird verschämt hingenommen.

Man ist darauf bedacht, einen politisch korrekten Text zu sprechen. Die Korrektheit dieses Textes wird von der Öffentlichkeit laufend kontrolliert. Man bezichtigt sich gegenseitig der Regelverletzung. Ein guter Deutscher legt Wert darauf, nicht zu wissen, was deutsch ist.

Im Ergebnis kommen oberflächliche Begriffe zum Zug. So auch die Formeln „deutschsprachig“ und „deutschsprachige Literatur“. Als sei Sprache nichts als eine Summe von in Buchstaben gegossenen Lauten. Als verberge sich in ihren Wendungen nicht ein kulturelles Muster.

Sprache und Sprachregelung

Auf die Sprache ist man angewiesen, der Sprachregelung ist man ausgesetzt: „Rumäniendeutsch“. „Deutschrumäne“. „Rumäne“. Was ist eigentlich ein Rumäniendeutscher?

Keiner in meiner Familie hat sich selbst jemals als Rumäniendeutscher bezeichnet. Meine Großeltern waren in ihrer Jugend noch Staatsbürger der Doppelmonarchie, also Ungarndeutsche. 1919 machten die Pariser Vorortverträge sie zu rumänischen Staatsbürgern, also Rumäniendeutschen, ohne dass sie ihr Heimatdorf verlassen hätten. Sie selbst bezeichneten sich stets als Banater Schwaben und Deutsche. Bei den Volkszählungen ließen sie sich regelmäßig als Deutsche eintragen. Rumänisch blieb für sie, wie das Ungarische davor, eine Fremdsprache. Das galt für meine Familie, und es galt für das ganze Dorf.

In Rumänien war der Begriff „rumäniendeutsch“ das Ergebnis einer politischen Sprachregelung. Mit der doppelten Zugehörigkeit, die darin anklingt – rumänisches Territorium, deutsche Kultur – sollten sowohl die nationalkommunistischen Behörden als auch die auf Kulturautonomie bedachte Minderheit zufriedengestellt werden.

Deutschrumäne wiederum ist ein für die bundesdeutsche Öffentlichkeit bezeichnender Ausdruck der Ratlosigkeit, eine Formel, mit der der unwissende Einheimische alltäglich auf die exotischen Neuankömmlinge reagiert. Der Denkschwache aber, und das ist der häufigere Fall, sagt ohnehin Rumäne. Die medial gesteuerte Gesellschaft verhandelt ihre Themen plakativ.

Die unscharfe Zuordnung sollte den Aussiedler eigentlich kalt lassen, weiß er doch viel mehr über sich selbst als die zur Freundlichkeit angehaltenen Einheimischen. Die Angelegenheit verunsichert ihn aber auch, da er seine Anerkennung und Akzeptanz durch das Zentrum oder, wie man früher zu sagen pflegte, Mutterland in Frage gestellt sieht. Diese Art Verunsicherung hat Folgen, auch für den in Deutschland eingewanderten Schriftsteller.

Sprache und Politik

Minderheiten sind nicht vorgesehen. Wenn man von Minderheiten spricht, betont man stets das Besondere, den Ausnahmefall. Man vermeidet die Kriterien des Normalfalls. Auch in literarischen Fragen. Es ist, als würde man den Schriftsteller einer Minderheit gar nicht als Schriftsteller wahrnehmen. Als ginge es nur darum, ihn soziologisch zu erfassen.

Jede Exegese einer Minderheitenliteratur verhandelt triumphierend deren Unzulänglichkeiten und Mängel. Und zwar nicht als Ergebnis von fehlendem Talent sondern als *Conditio*. Die Autoren einer Minderheit werden mit Vorliebe als Gruppe betrachtet, mehr noch, sie gehen selbst in die Falle, indem sie sich als Gruppe präsentieren.

Sowohl die Akzeptanz als auch die Ausgrenzung einer Minderheitenkultur haben politische Gründe. Dadurch, dass das Interesse für eine Minderheitenliteratur über die Medien transportiert wird, wird die Sache wie ein Trend gehandhabt. Auch die „Aktionsgruppe Banat“ wurde in der bundesdeutschen Rezeption zum Markenzeichen.

Warum schreibt man und weshalb wird man Schriftsteller?

Egal, was man alles an Ursachen für die Besonderheit finden mag, es gibt letzten Endes keinen Unterschied zwischen der Motivation zum Schreiben in einer Minderheit und der in einer Mehrheit. Als Schriftsteller ist der Schriftsteller überall der gleiche. An der Sprache zweifeln und verzweifeln kann man gleichermaßen in der Mitte wie am Rand. Wenn man es kann.

Der große Traum des Minderheitenschriftstellers ist die Anerkennung durch das Zentrum. Er will als deutscher Schriftsteller wahrgenommen werden. Der Minderheitenschriftsteller kämpft zeitlebens um diese Anerkennung. Gelegentlich beeinflusst sie sein Schreiben. Das aber macht sein literarisches Geschäft prekär und ihn selbst angreifbar. Er scheint nicht ganz unschuldig an seinem fragwürdigen Image zu sein.

Der rumäniendeutsche Schriftsteller als Emigrant

Die am häufigsten gestellten Fragen, mit denen man als Rumäniendeutscher konfrontiert ist, lauten: Wann haben sie Deutsch gelernt? Schreiben Sie auch rumänisch? Sind sie zweisprachig aufgewachsen? Hat sich Ihre Sprache durch die Auswanderung verändert? Es folgt eine kleine Pause, worauf meistens jemand sagt: Fahren sie noch hin?

Kaum einer fragt nach dem Unterschied des Schreibens im Kommunismus und in der westlichen Gesellschaft. Das aber, so meine ich, wäre ein wichtiges Thema. Es würde das Dilemma des eingewanderten Schriftstellers um einiges präziser beschreiben.

Die Paradoxien, denen ein Autor unterliegt, der ausgewandert ist, ohne im Exil zu leben. Der durch seine Entscheidung gleichermaßen der Provinz, dem Kommunismus, und dem rumänischen Nationalismus eine Absage erteilt hat. Und von all dem bis heute als Bedrohung spricht. Beharrlich und manchmal auch lustlos.

So, als müsste er ständig dementieren. Als wäre das Dementi sein Genre, egal, was er in die Feder bekommt.

Zentrum und Peripherie

Der Minderheitler muss an das Zentrum glauben, um seine Isolation produktiv machen zu können. Das Zentrum ist für den Rand eine Metapher für das Gültige. Wenn der Schriftsteller vom Rand sich über das Zentrum äußert, ist das Teil einer Übertreibung, die ihm das Leben erleichtert und sein Tun legitimiert.

Was sich zwischen Mitte und Rand abspielt, ist mit dem Begriff Austausch vereinfacht beschrieben. Für den Austausch fehlt die gleiche Augenhöhe. Der Rand ist von der Mitte fasziniert, die Mitte stellt ihre Unwissenheit über den Rand geradezu brüskierend zur Schau. Die Mitte braucht den Rand nicht, aber sie sagt es merkwürdig deutlich.

Durch sein Angewiesensein auf das Zentrum wird dem Autor vom Rand die Simulation aufgenötigt. Er kann nicht ungebrochen authentisch sein. Ungebrochen authentisch würde bedeuten, sich den Rand zur Mitte zu erklären und einen eigenen Literaturraum auszurufen. Das aber wäre ein sich Einrichten in der Provinz. Die Stunde der Regionalliteratur, die wir kennen. Sie fand ihre Berechtigung und sogar einen gewissen Glanz, solange es den heterogenen habsburgischen Gesamtzusammenhang gab.

Sein Wegfall ließ alle Fragestellungen rigider, deutscher erscheinen. Die Zugehörigkeit wurde, durch das Dritte Reich und den Kalten Krieg, zur existentiellen Grundfrage.

Seither muss sich ein Schriftsteller aus einer deutschen Minderheit, der sich literarisch halbwegs ernst nimmt, als deutscher Schriftsteller verstehen, als Teil der gesamten deutschen Literatur. Das hat Folgen für das Schreiben und für sein Selbstverständnis. Von der Literaturkritik aber erwartet er eine Bescheinigung seiner Vorstellungen.

Mit der Beschreibung der kollektiven Identität der Minderheit ist die Identität des Schriftstellers, der aus dieser hervorgeht, nicht ausreichend erfassbar. Seine Sprache ist nicht zwangsläufig die der Minderheit sondern die der deutschen Literatur. Die Sprachsituation einer Minderheit ist meistens ein Desaster. Höflich umschrieben wird das von der Wissenschaft mit dem Begriff Sprachkontaktphänomene.

Für den Schriftsteller einer Minderheit ist die wahre Anerkennung die des Zentrums. Um eine literarische Karriere zu machen, strebt der Minderheitler ins Zentrum. In die Zentralen des Literaturbetriebs der Metropole, zu den großen deutschen Verlagen. Auch zu Reichszeiten war das nicht anders. Schriftsteller wie Wittstock, Zillich oder Alscher suchten den Zugang zu den deutschen Verlagen, ihre Publikation dort legitimierte sie, auch in ihrer Region.

Änderte sich damit ihre Sprache? Wohl kaum. Das konservative Deutsch, das sie schrieben, passte zum Deutsch des Dritten Reichs, sowie ihre traditionelle Romanform zu den im Reich propagierten Literaturstrategien passte.

Die meisten ernstzunehmenden Schriftsteller sind früher im Verlauf ihrer Karriere in die Zentren gelangt. Sie hatten die Themen vom Rand und die Verlage aus der Mitte.

Zwischen Mitte und Rand regiert das Missverständnis

Es gibt ein Interesse der Mitte am Rand, das auf das Exotische zielt. Die Metropole unterhält sich gut mit diesen komischen Literatur-Legionären und ihren Stoffen. Dazu bedient sie sich, ähnlich wie im Sport, aus dem Talentfundus. Die Mitte nimmt sich, was sie bekommen kann. Sie ist schließlich nicht nur meinungsführend, sie ist auch bei Kasse.

Dem Anspruch der Anerkennung, dem Anspruch des Randes auf Normalität, begegnet die Mitte mit seiner Mythisierung. Am besten kann man das am Beispiel Bukowina erkennen. Paul Celans Satz von der Landschaft, in der Menschen und Bücher lebten, hat unverkennbar ein Nachleben als Kitsch.

So wird der Rand zum Markenzeichen. Man betrachtet ihn wie eine seltene Briefmarke. Die Schönheit und Bedeutung der seltenen Briefmarke besteht eben vorrangig in ihrer Seltenheit. Celan gilt als Blaue Mauritius, aber als solche erscheint auch Rose Ausländer mit ihren zahlreichen schlechten Gedichten.

Die Mitte nimmt die Angebote des Randes wahr, ohne sie wirklich zu bewerten. Herta Müller und Eginald Schlattner finden zeitweise die gleiche Anerkennung: Hier die sprachlich innovative, die bildstarke Dichterin, dort der provinzielle, bei einfachsten Mitteln verharrende Freizeिताutor.

Die Kommunikation zwischen Mitte und Rand wurde durch den Kalten Krieg und die Sowjetisierung Osteuropas extrem reduziert. Für die deutschen Minderheiten war es wie die Abtrennung einer Nabelschnur. Sie suchten nach neuen Wegen und Mitteln, um die Verbindungen irgendwie am Leben erhalten zu können. Waren auf das Radio angewiesen, auf geschmuggelte Bücher.

Für den Schriftsteller blieben zwei Phänomene der Einschränkung unter den Bedingungen der Isolation wirksam: die Kontrolle durch den Provinzialismus und durch die totalitären Apparat. Wir haben uns seinerzeit mit der Aktionsgruppe Banat gegen beides positioniert.

Solange der Autor am Rande lebt, orientiert er sich krampfhaft am Zentrum. Das gilt auch für die Sprache. Er eignet sich Trends vom Hörensagen an, macht sie nach. Was er in der Isolation als Befreiungsschlag beginnt, vermehrt jedoch nur die Fragwürdigkeit seines Tuns. Es bringt ihm den Ruf des Epigonen ein, und manchmal sogar den Vorwurf des Plagiats.

Sprache und Realität des Minderheitlers fallen auseinander. Er wehrt sich dagegen, indem er das Zentrum imitiert und eine persönliche heile Welt simuliert. Geborgenheit entsteht am Rand durch Imagination. Imagination der Mitte, Imagination der Vergangenheit. Beides vergrößert künstlich den Aktionsraum der Minderheit. Für die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa ist das Zelebrieren der habsburgischen Vergangenheit nicht weniger wichtig als die Beschwörung der deutschen Mitte.

Die Auswanderung ins Zentrum ist stets auch eine Kapitulation vor der Unlösbarkeit der Widersprüche der Peripherie. Im Zentrum aber wird der Minderheitenschriftsteller bald erfahren, dass ihm sein Dilemma erhalten bleibt. Ernüchtert und hartnäckig zugleich, holt er den Rand zur Mitte, auch sprachlich. Man untersuche die Rolle der fremden Wörter, der künstlichen Wortschöpfungen: bei Pastior, bei Celan. Die Rolle der Wörterbücher und Fachwörterbücher für diese Autoren. Der Bezugspunkt ist vorrangig das geschriebene Wort, nicht das gesprochene. Es wirkt wie ein Protest, wie ein Aufbegehren gegen die Ordnung der Mitte.

Rezeption und Schublade

Im Ostblock schrieb man für die Schublade, wenn man sich der Zensur und der Selbstzensur entziehen wollte. Die Schublade war ein Mythos, sie enthielt das vermeintlich authentische, das geheime Meisterwerk. Wer etwas in der Schublade hatte, der konnte sich was zugute halten. Heute wissen wir: Wenige hatten was in der Schublade.

Im Westen für die Schublade schreiben, heißt für die westliche Öffentlichkeit schreiben. Für alle, die nicht Einheimische sind, gibt es die entsprechenden Schubladen. Den Schlüssel zu den Schubladen hat der Literaturbetrieb. Es gibt die Schublade des deutsch schreibenden Ausländers (Libuse Monikova), des deutsch schreibenden Einwanderers der zweiten Generation (Feridun Zaimoglu), die Schublade des Rumäniendeutschen (Franz Hodjak).

Der rumäniendeutsche Autor hat zwei große Augenblicke der Rezeption in der Metropole aufzuweisen. In den dreißiger Jahren als volksdeutscher Schriftsteller (Erwin Wittstock, Otto Alscher) und seit den Achtzigern als Opfer der Ceausescu-Diktatur. (Herta Müller).

Es gab natürlich Fälle der Entziehung aus diesem Raster. Der prominenteste ist Oskar Pastior. Er verbarg seine Herkunft in der Öffentlichkeit, indem er sich nicht politisch äußerte und seine sprachlichen Wurzeln in einen avantgardistischen Diskurs hob. Auch ihn hat das Rumäniendeutsche eingeholt. Niemand entgeht der Frage nach der Landsmannschaft. Was für ein Landsmann sind Sie?

Willkommen in der Mitte!

Die Identität eines Schriftstellers ist seinem Werk zu entlocken. Aus der Beschreibung seiner Mittel, Stoffe, Motive kann man auf sein Identitätsverständnis schließen. Biographie ist nur von Bedeutung, sofern sie in den Text eingeht, auf dessen Form und Gegenstand wirkt.

So wird man bei den rumäniendeutschen Autoren auf Gemeinsamkeiten stoßen, aber auch auf große Unterschiede. Man wird ein gemeinsames Bezugssystem ausfindig machen. Es setzt sich zusammen aus: dem Bezug zu den Landsleuten (Banater Schwaben, Siebenbürger Sachsen), zur Herkunftsregion (Banat, Siebenbürgen), zum Land Rumänien und seiner Kultur, zur deutschen Kultur und Literatur, zur habsburgischen Kulturgeschichte, zum heutigen Deutschland. Dazu kommt das Interesse an der Aufarbeitung der kommunistischen und der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Die Unterschiede zwischen den Autoren ergeben sich aus der Art des jeweiligen Bezugs und aus der Gewichtung der einzelnen Bezugsthemen.

Die Beschreibung von Art und Gewichtung dieser vielfachen Bezüge setzt den Blick frei auf die Schichten der Identität des jeweiligen Autors. Eine eindeutige Identität wird man kaum definieren können. Man wird vielmehr Transkulturelles vorfinden und hybride Ansätze.

Das Eindeutige ist im Fall der Rumäniendeutschen durch ihre besondere Situation heute mehr noch in Frage gestellt als in der Normalsituation: die meisten Rumäniendeutschen, Sachsen wie Schwaben, sind ausgewandert, die Präsenz der Minderheit in Rumänien ist auf eine symbolisch wirkende Größenordnung geschrumpft. Die Rumäniendeutschen haben ihre reale historische Existenz praktisch eingebüßt.

Auch die meisten Schriftsteller, die aus dieser Minderheit hervorgingen, leben heute in Deutschland. Willkommen in der Mitte! Durch diese kulturhistorisch einzigartige Inventursituation, lässt sich die Semantik des Minderheitenstatus wie im Labor untersuchen. Sie beweist: Man kann eine kulturelle Randexistenz auch in der Mitte weiterzelebrieren, als Vertriebenenkultur. Es gibt einen eigenen Vertriebsraum dieser Produkte, auch der literarischen, einen geschlossenen Kreislauf mit einem eigenen Werteschema, das darüber hinaus keinerlei Bedeutung hat. Es ist die Fortschreibung der realen untergegangenen als kultureller Provinz. Wer diesen Kreislauf bedient, sitzt in der Identitätsfalle.

Fiktives Territorium

Die Autoren aber, auf die es ankommt, sind einen anderen Weg gegangen, sie konkurrieren auf dem Literaturmarkt gleichberechtigt mit ihren einheimischen Kollegen. Das aber macht sie noch lange nicht zu Einheimischen. Jenseits der thematischen Be-

sonderheiten und sprachlichen Eigenheiten ist von Fall zu Fall auch die Identitätsverhandlung feststellbar. Der Versuch im Selbstverständnis, zumal poetologisch, einen festen Boden zu erklimmen.

Der rumäniendeutsche Autor ist oft bestrebt, sich ein Drittes zu erobern, außerhalb von Rand und Mitte. Manchmal ist es geographisch: Für Paul Celan war dies Paris, zu dem er seinen Meridian zog, für Dieter Schlesak soll es Italien sein. Oskar Pastior hat sich eine eigene Sprachwelt geschaffen, die krimgotische, während Herta Müller ihren poetologischen Bezirk aus der moralischen Verhandlung der Diktatur bezieht.

Gelegentlich ist mit dem dauerhaften Abstand zum Einheimischen ein milder Blick auf Rumänien festzustellen, ein eigenartig nostalgisches Rumänienbild. Es ist überdeutlich in den Briefen Celans an Petre Solomon in Bukarest zu erkennen, aber auch in Statements von Dieter Schlesak über seine Zugehörigkeit als Autor und in der Faszination Herta Müllers für die Bildhaftigkeit der rumänischen Sprache.

Noch in den verschiedenen Abstraktionen scheint das Grundmuster der Minderheitenkultur durch. Es besagt: Die restlose Identifikation ist für den Minderheitler nirgends gegeben.

Darüber hinaus zeigt es, wie Sprache zum Ausdruck einer verwirrenden Identitätssituation und in dieser Einmaligkeit literarisch produktiv wird. Die einzelnen Autorenwerke aber erscheinen als ein fiktives Territorium, das die vielen realen Paradoxien der Minderheitenexistenz zusammenführt.